

# Lacans Sinthome: Kompromiss oder Spielfigur?

## Die Kompromissfunktion

Das von Lacan in Seminar XXIII 1975–1976 präsentierte Konzept »Le sinthome« biete sich als Alternative zum konventionellen Ödipus an, urteilt Paul Verhaeghe. Das spätere Subjekt sei vor die Herausforderung gestellt, die Ansprüche von Trieb und Identität miteinander zu vereinbaren, nachdem es als Kleinkind der von der Mutter als Pflegeperson und erster Anderer übertragenen Jouissance passiv ausgesetzt gewesen sei. Wenn das Subjekt sich, wie in Freuds Theorie für den Sohn vorgesehen, dem väterlichen Verbot unterwerfe, bilde es ein neurotisch hysterisches Symptom aus. Ein Analysand stehe vor der Wahl: Bindung an die Macht des Anderen oder Identifizierung mit dem Realen.<sup>1</sup> Verhaeghe würdigt die Wende zum Realen als eine schöpferische Lösung, »the creation of a new kind of symptom«. Da der Sinthome es dem Subjekt ermögliche, die Jouissance physisch, »in the Real of his or her own body« zu lokalisieren, müsse es sich nicht den Vorschriften des Anderen beugen.<sup>2</sup> Es könne vielmehr zu einer wirklichen Differenz der Geschlechter, des »gender«, gelangen.<sup>3</sup> Dies heiße nicht, dass das Ödipuskonzept verzichtbar wäre. Die Intervention des Symbolischen sei in bestimmten Maßen notwendig. Es sei der Job des modernen Vaters, auch wenn ihn das Illusorische daran mit Scham erfülle, den Leitsignifikanten  $S_1$  zu repräsentieren. Die Identität müsse gegenüber der Jouissance gesichert werden, ohne dass es eine definitive Garantie dafür gäbe.<sup>4</sup>

Verhaeghe deutet den Sinthome als einen Coup oder Clou, in dessen Folge die sprachliche Ordnung respektiert werden kann, ohne dass das Reale unterjocht werden muss. Seinerseits das Reale gelangt in eine Schlüsselstellung, die keine Verwerfung des Symbolischen bedingt. Der Sinthome regt zu einem Kompromiss bezüglich der das Subjekt bedrängenden Forderungen zwischen der Jouissance des Körpers und den

1 Vgl. Verhaeghe 2009, S. 97: »Either she or he sticks to the classic solution and looks for yet another meaning by way of another hysterical identification with a new guaranteeing Other, or she or he chooses a new solution and identifies with the Real of the Symptom«.

2 Ebd., S. 97. Vgl. S. 100: »The aim of the creation of a *sinthome* is to be able to function without a guaranteeing Other«.

3 Zitate ebd., S. 98 u. 99.

4 Vgl. die Ausführungen von Verhaeghe zum Thema »Identity« 2009, S. 73–93, insb. S. 91.

Vorschriften der Identitätsbildung an, die damit von etlichen herkömmlichen Machtphantasien entrümpelt wäre.

Was ist ein Kompromiss? Laut Duden handelt es sich um eine Gerichtsformel, die auf eine Übereinkunft durch gegenseitige Zugeständnisse zielt. Ein politischer Kompromisskandidat wäre zum Beispiel eine Person, die zur Wahl steht, obwohl sie den eigentlichen Wünschen nur bedingt entspricht. Einen Kompromiss zu bilden hieße, Abstriche bei der Maximalforderung zu machen und zu einer Vereinbarung auf Gegenseitigkeit zu gelangen, die einer Urteilsprüfung Stand hält. Ein fauler Kompromiss soll es nicht sein. Auf den Sinthome übertragen hieße das, dass er die Balance zwischen der Probe auf den Entzug und dem Fließen der Libido hält. Das Bild des modernen Vaters in seiner Performanz als Sir müsste in der Weise mit dem sozialen Band, »lien social«, verknüpft sein, dass das betroffene Subjekt Kenntnis von seinen Grenzen hat, ohne darin wie in ein Korsett eingezwängt zu sein.

Zwischen Ideal und Wirklichkeit: Unter dieser Lösung könnte der Sinthome die Psychen, Politiken und Praxisperspektiven vielleicht in ein Verhältnis bringen, das Unterschiede nicht ignoriert, aber auch nicht überhöht. Der Sinthome wäre nicht in perfekter Übereinstimmung mit dem Symbolischen, aber doch im symbolischen Feld und als eine Schwingung aktiv, die einem Subjekt zu genießen erlaubt, ohne dass die Tür zur Separation zufällt. Dem täglichen Miteinander käme es zugute. »Wir«, Subjekte, schöpfen unser kreatives Potential nicht aus, fallen hinter schon Erreichtes zurück, halten uns gegenseitig im Mittelmaß, fühlen uns nicht gewürdigt, verstehen andere nicht, uns selbst noch weniger, treffen das rechte Wort nicht, lassen keine Kompromisse zu oder zu viele, verzetteln uns in personalisierenden Kommunikationen und stoßen mit unserer Trägheit oder unserem Eifer auch die Langmütigen vor den Kopf. Der Sinthome könnte ein Vorschlag zur Güte sein: Als Bezug auf eine Triebmodalität, die dem Umgang mit dem abgründig anderen einen mäßigenden Zug einschreibt, sei es denn nicht ohne Preis. Denn der Sinthome neigt zu Macken, wie Lacan mit Blick auf »Finnegans Wake« 1939 feststellt.<sup>5</sup> Macken begleiten das endlose Gleiten der Manie mit einem Furor, der der manischen Einstellung gar nicht so unähnlich ist.

Lacan antwortet auf eine Frage aus dem Publikum, dass nicht die Psychoanalyse, wohl aber der Psychoanalytiker ein Sinthome sei. »Ce n'est pas la psychanalyse qui est un sinthome, c'est le psychanalyste«.<sup>6</sup> Der Sinthome betreffe nicht die Realität, sondern die Referenz auf den Körper und das enigmatische Reale, wo keine Stelle sei, wo man sagen könnte: Ich denke, »je pense«. (Ebd.) Als vierter Ring im dreigliedrigen Knoten agiert der Sinthome wie der Hilfssheriff, der, am Revers das

5 Macke, laut Duden von hebr. Makkä: Schlag, Verletzung.

6 Lacan Sém. XXIII, S. 135; 13.4.1976.

Amtsblech zweiter Klasse, das aber immerhin, um zwölf Uhr mittags die Main-Street betritt, um auch einmal nach dem Rechten zu sehen.

## Die Spielfunktion

Im Juni 1975 findet an der Sorbonne ein Symposium über James Joyce statt, zu dem Lacan den Text »Joyce le Symptôme« beiträgt. Nach einer kurzen Einleitung bringt er das Wort »sinthome« an, das dem Begriff des Symptoms lexikographisch vorangegangen sei, wie durch den Mediziner François Rabelais belegt sei. Was uns aus der Bahn wirft, »les hasards qui nous poussent à droite et à gauche«, unser Schicksal also, ist für Lacan an unsere Stellung als Sprach- und Familiensubjekt gebunden: »Nous en faisons notre destin, parce que nous parlons«.<sup>7</sup> Er führt den Sinthome am Raster, »le trame«, des Worts »Symptom« als den sprachlich homophonen Kern symptomaler Bildungen an. *Le symbole, le sinthome, symptomate, Shemptôme, symptomatamatiser, shauniser*, so klingt es im Vortrag über Joyce. Als Gegenpol nimmt Lacan die Trias »l'appareil, l'essence, abstraction« an.<sup>8</sup>

Wollte man dieses Doppel von Lautspiel und Abstraktion in der Geschichte der jüngeren Ästhetik verorten, könnte man den russischen Schriftsteller und Kulturfunktionär Sergej Tret'jakow als Beispiel nennen. Tret'jakow soll ab Mitte der 1920er Jahre an einem Werkzeug-Prinzip der Literatur gearbeitet haben, mit dem er an eine Unterströmung der konstruktivistischen Avantgarde anschloss, während er die Funktion des Schriftstellers als »Wort-Arbeiter und Wort-Konstrukteur« gleichzeitig um ein Moment von Spielen und Schreiben zu ergänzen versuchte. Buchentwürfe von Tret'jakow zeigen, dass er die Produktionsästhetik ludistisch unterließ:

»Sie [die Entwürfe] verschieben das fabrizistische Konzept der Literatur als Arbeitsausweis hin zu Spielformen der Literatur, in denen deutlich wird, dass Operativität sich nicht auf die utilitäre Pragmatik einer Art von Gebrauchstextualität beschränken lässt, sondern dass sich im performativen Umgang mit zweckorientierten Texten Räume zweckfreier Alteration eröffnen. Spielerischer und operativer Umgang mit Schrift greifen hier ineinander, um hybride Buchformen auszubilden, die zwischen utilitärem Fabrizismus und experimentellem Erkunden der Spielräume der Schrift stehen. Tret'jakow zielt auf eine Produktivität des Spiels, die im Schreiben liegt.«<sup>9</sup>

7 Lacan 1975, S. 162.

8 Ebd., S. 165.

9 Strätling 2016, S. 263.

Im Spannungsfeld zwischen einem »fabrizistischen« Literaturkonzept und den experimentellen »Spielräumen der Schrift« wirkt der Sinthome als ein Joker, der einspringt, wo der paternale Signifikant als Ausdruck einer überkommenen sozialen und symbolischen Autorität nicht mehr recht zieht. *Sind wir ein Spiel von jedem Druck?* Diese Frage aus Goethes Faust I, Kapitel 11: »Abend«, muss für den Sinthome dennoch verneint werden. Der Sinthome ist gewollt, gesucht, geformt, die sinthomal geprägte Subjektivität mehr als nur ein Spielball fremder Kräfte. Konzeptuell gesehen erinnert der Sinthome an Lacans frühen Entwurf der Sublimation, in den die Objektursache noch nicht eingearbeitet ist. Zugleich lässt der radikale Schreibspiel-Charakter der Figur vermuten, dass die Grenze zur Obsession nicht weit ist, und dass ein schwacher Objektbezug daran beteiligt sein könnte.

In seinem Vortrag »Joyce le Symptôme« lässt Lacan den Sinthome als festigendes Band gegen eine psychotische Inkohärenz, als psychische Elementarschicht voller Funken und Flitter, »étincelle, paillette«, Reste von Gehörtem fungieren. Die Wortvariationen bezeugen den Niederschlag einer auditiven Spur, die in einer Gemengelage aus Chaos und Kalkül den Text durchwirkt und ihn durch repetitive Insistenzen, »jouë-sense«, erweitert; vielleicht auch nur in die Länge zieht. Wer mehr Spannung erwartet, wird das Werk nach zwei, drei Seiten aus der Hand legen. »Finnegans Wake« von Joyce sei ein rein linguistisches Experiment, lautet ein Urteil dazu: »Such texts essentially discard narrative altogether rather than exploring the limits of diegesis«.<sup>10</sup> Wenn der Roman sogar noch die Option auf eine Grenzerkundung des Erzählers hinter sich lässt, kann es eigentlich nur noch die Variantenstruktur sein, die ihn zusammenhält. Die Assoziationskette von Heiligmann bis Heilige Seele, Sainthomme, Heiliger Thomas, Synth-Homme, Sünd-Homme, Saint-Anne, Saintâme könnte aber auch ein *Aufbegehen* gegen die Einheitsforderung signalisieren, wie es für Genet und Gide diagnostiziert worden ist.<sup>11</sup> Soll man nun der oder das Sinthome sagen, Sinthomas oder Phantomas? Saint oder Sünde? Oder ist »Syn« die Chiffre für etwas, das zusammenführt?

Eine flamboyante Gestalt ist »le sinthome« allemal, und man könnte ihn sich gut als ein Mischwesen à la Sphinx oder Minotaurus vorstellen. Freud, Freude, Joyce, joy, lautet ein Wortspiel, »pun«, Lacans dazu.

<sup>10</sup> Gomel 2014, S. 173.

<sup>11</sup> Von »une alterité rebelle« spricht Catherine Millot mit Bezug auf Genet, der sich als ein Ausnahmesubjekt verstanden habe. Vom neurotischen Symptom sei er weit entfernt: »Sa division répudiée lui fait, cependant, retour sous la forme du symptôme, ressenti comme l'intrusion d'une altérité dérangeante.« (Millot 1996, S. 52; vgl. S. 93) Die Autorin setzt die »intelligence de la perversion« zum Sinthome in Bezug, den Gide, Genet, Mishima zum ästhetischen Prinzip erhoben hätten: »Mais ils ont l'art de faire de nécessité vertu et une faculté à triompher du malheur, qui est une affaire de style«. (S. 9)

In Seminar XX »Encore« hatte er bereits prognostiziert: »Sie werden da sehen, wie die Sprache sich perfektioniert, wenn er [Joyce] zu spielen weiß mit der Schrift«, im Original: »Vous verrez là comment le langage se perfectionne quand il sait jouer avec l'écriture«.<sup>12</sup> In »jouer«, spielen, klingt das Verb »jouir«, genießen mit.

In seinem Seminar II 1954–1955 über das »Ich in der Theorie Freuds« witzelt Lacan, dass man den Philosophen Hegel nicht überwinden, wohl aber interpretieren könne. Hegels Motiv des absoluten Wissens deute auf die Gefahr einer diskursiven Schließung hin. Wenn die Weisen dahin gekommen seien, sinniert Lacan weiter, »den menschlichen Diskurs zu schließen, dann besitzen sie ihn, und denen, die ihn nicht haben, bleibt nicht anderes übrig, als Jazz zu machen, zu tanzen, sich zu amüsieren, die Braven, die Artigen, die Libidinösen«.<sup>13</sup> Ein gesunder Mensch tanzt nicht, so ist als Aphorismus des Cicero überliefert. Hegel, Lacan oder Cicero, das ist dem Sinthome wohl gleichviel. Wenn ich recht verstehe, will er nur eins, und das ist Jazz machen, tanzen und sich amüsieren.

## Das Äquivok: Ein Äquivalenzphänomen

Unter dem Seminartitel »Le sinthome« führt Lacan einen stützenden vierten Ring ein, der mit dem Unbewussten in lockerer Weise verknotet, »comme noué avec lui« sein soll.<sup>14</sup> Das Symptom eines zirkulären Textes nach Art von Joyces »Finnegans Wake« werde dadurch in Zaum gehalten, erwartet er. Der Knoten wahre selbst noch in seiner aufgelösten Form seine »ex-sistence«. »Limitation du symptôme«, so bringt er die Wirkung auf den Punkt.<sup>15</sup> Wie kann sich das Subjekt in seiner Stellung als Effekt einer heterogenen Komposition, »ex-sistence«, zusammenhalten? Das steht als Frage dahinter. Der Knoten des Sinthome aktiviert ein Wissen, »un savoir«, über den Zusammenhalt, falls das Syntagma zwischen dem Körperbild des Ich und den Schneisen des Realen, »un traumatisme«, gestört sein sollte. Wieso »traumatisme«? Das Reale sei ohne Gesetz, ohne Sinn, erwidert Lacan, und nennt als Indiz den *lapsus calami*, den Schreibfehler, der ihn im Seminar öfter selber ereile.<sup>16</sup>

In dem Augenblick, da wir, sprechende Triebwesen, mit einem fremden Wollen in uns und im anderen konfrontiert werden, bricht die »béance fondamentale« auf, deren Gravitationswellen uns günstigerweise ins

<sup>12</sup> Lacan Sem. XX, S. 41; 9.1.1973. Séminaire XX, S. 37.

<sup>13</sup> Lacan Sem. II, S. 96; vgl. S. 94f.; 12.1.1955.

<sup>14</sup> Lacan. Séminaire XXIII, S. 139; 13.4.1976.

<sup>15</sup> Lacan 1975, S. 169.

<sup>16</sup> Lacan Séminaire XXIII, S. 152; 11.5.1976. »Lapsus de plume« sagt Lacan auch; ebd. S. 130; 13.4.1976.

Begehren treiben. Dem Trieb wird eine Infrastruktur von Pfaden eröffnet, auf denen er sich fortschreiben kann. Doch wenn es dazu nicht kommt?

Dann sollte das Subjekt den Bezug zum Körper nicht verlieren, so ist Lacans »Sinthome«-Seminar zu entnehmen. Das Subjekt könnte nach dem Vorbild von Joyce die Stimme ins Lautreale re-inskribieren, was also eine Schreibart wäre, die den Kompromiss mit der Spielfunktion zu vereinigen versucht; das eine durch das andere fasst. Laut Lacan hält ein Flechtwerk, »quelque chose de tramé«, die Textschichten in »Finnegans Wake« in der Balance, mag ihnen denn kein Subtext nach Art der Verdrängung unterlegt sein.<sup>17</sup> Das Risiko, dass eine Spielfigur einen Verlust erleidet, den sie nicht mehr wett machen kann, wird durch ein fortlaufendes Band sinnlicher Spuren aufgefangen. Das Ephemere der Spur ist zugleich das Solideste an ihr. Wie sollte die analytische Theorie also ohne den Sinthome auskommen. »Et l'on voit la place sinthomale que peut occuper la théorie analytique elle-même«.<sup>18</sup>

Joyce bindet Laut und Wort in ein Netz von Koinzidenzen ein. »La chose coïncidente«, beobachtet Lacan, und spricht auch von »faire étincelle, paillette«, Flitter und Funken bilden.<sup>19</sup> Eine Koinzidenz von Präsenzen, so scheint es, weniger von Präsenz und Repräsentanz. Ein Begehren im Wartestand hebt sich ab, da das, was den Sprachfiguren an Erschütterung durch den Entzug im Einzug und umgekehrt fehlt, durch variable Repetitionen auf der Textoberfläche ersetzt ist. Joyce habe die das gesamte Sprachfeld durchkreuzende Lautwirkung, »homophonie ( ) translinguistique«, zu einer Sprache für sich erhoben, »Joyce le porte à la puissance du langage«, mutmaßt Lacan.<sup>20</sup> Der Buchstabe, »the letter, the litter« sei bei ihm durch die englische Phonetik aufgeladen, wie an der punktierten Buchstabenfolge »f.a.u.n.e« als Umschrift für »phon«, faunesk für phonetisch, deutlich werden könne. Dazu noch schwebt der Faun, Gott der Herden und der Weiden, über dem Ganzen. Die Orthographie stelle ein historisches Faktum, nicht etwas Spracheigenes dar, resümiert Lacan, dem zufolge erst die Phonetisierung der Buchstaben bei Joyce die Frage nach der Sprache, »langage«, als solcher aufwirft.<sup>21</sup>

Über diesen sprachlichen Turbulenzen könnte man vergessen, dass Lacan das zwischen Euphonie und Wiederholungzwang changierende Genießen für nicht analysierbar hält. Es handle sich um eine »jouissance«, die sich vom Unbewussten losgesagt hat.<sup>22</sup> »Finnegans Wake«

17 Lacan 1975, S. 162.

18 Freymann 2005, S. 95 (unter Hinweis auf die Klinik des »Wolfsmann«). Vgl. den Abschnitt »De la cause du délir à la cause du désir«, ebd., S. 115–117.

19 Lacan 1975, S. 161; S. 165.

20 Ebd., S. 166f.

21 Ebd., S. 166.

22 Ebd., S. 164f.

beschäftige allenfalls die Universitäten, wie Joyce es ja auch vorsah. Der Text vermöge sich im Unbewussten der Leser nicht wirklich festzusetzen, »aucune chance qu'il accroche quelque chose de votre inconscience à vous.«<sup>23</sup> Andererseits ist genau damit die Bresche benannt, in welche die auditive Umschrift springt. Das Lautreale wird an den Textkörper gebunden, der allegorisch für den Körper des Subjekts steht, während der Körper wiederum die Stelle vertritt, der gegenüber das Ich nicht Herr im eigenen Haus ist, die Stelle des Unbewussten also. Ist der Körper oder der Leib, wie Postkantianische Philosophen sagen würden, psychisch unterbesetzt geblieben, und lässt er im Lauf der Kur durch autonome Regungen etwas von sich wissen, wird das von der quasi unverkörperten Existenz, die das Subjekt bis dahin war, als Erwachen von etwas begrüßt, das vorher nicht zu bestehen schien.

Joyce fixiert einen Kern von Subjektivität, indem er eine künstliche Schrift erschafft, »on la crée«, so präzisiert Lacan in medialen Termen. Er deutet die Schrift als eine Art Schwimmkorken im Ozean der Zeichen, der dem Subjekt die im Symbolischen vermisste Stütze ersetzt. Nicht, dass Joyce etwas erfunden hätte, das vorher undenkbar gewesen sei. Er beutet nur aus, was im Verknoten und Entknoten der Sätze mit ihrer vielfältigen skopischen und phonischen Valenzen angelegt ist. Jedes Subjekt sei um ein primordiales Genießen konstituiert, da es in die Sprachwelt hinein geboren wird, erklärt Lacan einem Kernsatz seiner Lehre gemäß.<sup>24</sup>

Indem er die Wortvarianten in Joyces Text mit ihrer »phonatisation« zusammen liest, lehrt Lacan der Homophonie eine Schlüsselstellung. Ihre Resonanzen halten die Textelemente in Bewegung und aufeinander bezogen. Hatte Lacan um 1960 mit dem Stimmobjekt den Punkt über das Imaginäre hinaus gesucht, kehrt er im Kontext der Knotentheorie zum Imaginären zurück, das nun im Medium des Schriftbilds auftritt. Das phonisch aufgeladene Imaginäre fügt das Ich mit dem Körper zusammen, damit der nicht wie eine nutzlose Schale fallen gelassen wird. Da Joyce das Symbol abschafft, »le symbole, il l'abolit«, müsste er eben mit der halluzinatorischen Phonizität der Sprache solidarisch sein, folgert Lacan.<sup>25</sup> Wie um seinerseits Solidarität zu bezeugen, setzt er an »Finnegans Wake« eine Komik frei, die der Text so gar nicht erwarten ließ. »Who ails tongue coddeau, aspace of dumbillsilly?« diesen Satz gibt Lacan so wieder: »Où es ton cadeau, espèce d'imbécile?«<sup>26</sup>

So gefällig das Beispiel wirkt, *giocoso*, lehrt es doch zugleich, dass Lacan die sinthomale Sprache als eine *formale* Beziehung versteht. Im Interview »Télévision« 1973 führt er das Äquivok ausdrücklich als Gesetz

<sup>23</sup> Ebd., S. 165.

<sup>24</sup> Lacan Séminaire XXIII, S. 130–139; 134.76.

<sup>25</sup> Lacan 1975, S. 164.

<sup>26</sup> Ebd., S. 166.

des Signifikanten an, »l'équivoque qui fait la loi du signifiant«.<sup>27</sup> Nur weil sie keinem festen Kode unterliegen, sollen Äquivoke nicht etwa unstrukturiert sein, so wenig Lacan »lalangue« als eine bloße Lautmalerei oder ein trunkenes Lallen verstanden wissen will. Es komme auf die »Äquivalenzphänomene« an, die Freud mit dem »Apparat der Energetik« zu fassen gesucht habe, betont er. Die Batterie des Signifikanten gebe es bereits auf der Ebene von »lalangue«, und obgleich die nur die Chiffre des Sinns liefere, bekäme jedes Wort von dort die enorme Bandbreite an Sinn, »Sinn, dessen Heterogenität häufig schon das Wörterbuch bezeugt«.<sup>28</sup> Jeder Signifikant vom Phonem bis zum Satz, so bilanziert Lacan, der den Radius des Signifikanten hier sehr breit fasst wie man sieht, jeder Signifikant also könne als chiffrierte Botschaft dienen, was man im Radio während des Kriegs »persönliche Durchsage« genannt habe. Auf die Weise könne es in der Welt des sprechenden Seins »Ein« geben.<sup>29</sup> Der Kode oder doch wenigstens der Kompromiss hat an dieser Stelle offensichtlich Vorrang vor der Spielfunktion.

In Seminar VIII hatte Lacan die erotische Anziehung des Partialobjekts im Körper des Nächsten mit der geheimnisvollen Präsenz des Silen in der Schachtel verglichen.<sup>30</sup> In ähnlich verdeckter Weise könnte das Objekt in »lalangue« aktiv sein. Mit dem Akzent auf der Formbildung will Lacan verhindern, dass die Deutung auf der Ebene von Freuds Primärprozess und dem »Apparat der Energetik« mit seiner »natürlichen Energie« ansetzt.<sup>31</sup> Zur Äquivozität von »lalangue« passe besser die nach Freud zitierte Wendung »Glanz auf der Nase«, die im Deutungsfeld des phallischen Fehlens auf den Satz »a glance at the nose«, ein Blick auf die Nase der Mutter, hatte zurückgeführt werden können.<sup>32</sup> Keine geringe Herausforderung für die Deutung, wenn man bedenkt, wie konsequent in »Finnegans Wake« Wort- und Satzkaskaden auf der Textfläche oder zu einer Textfläche aneinandergereiht sind. Die Frage ist: Soll der Eindruck eines Klaffens gar nicht erst aufkommen, oder ist von nichts anderem die Rede als von Kluft und Klaffen, nur eben nicht im Rahmen eines narrativen

27 Zitat: Lacan, Télévision, S. 517.

28 Lacan, Television, S. 67.

29 Ebd., S. 66f.

30 Lacan Sem. VIII, S. 175–190; 1.2.1961; S. 213–222; 1.3.1961.

31 Ein Vergleich zwischen Kristevas »chora« und Lacans Sinthome wäre ein Thema für sich. Hier nur eine Selbsterläuterung der Autorin: »Freilich gehen auch wir von der Präexistenz der symbolischen Funktion gegenüber dem *in-fans* aus, vertreten aber noch zusätzlich ein Evolutionspostulat, das uns dazu führt, verschiedene Zugangsmöglichkeiten zu dieser Funktion herauszuarbeiten, womit auch verschiedenen psychischen Strukturen Rechnung getragen wird«. (Kristeva 1989, S. 48)

32 »Le *to glance*, regarder, es devenue un *Glanz*, un brillant, un *éclat*«. (Lacan, Le Phénomène, S. 155. Vgl. Das Drängen des Buchstabens, Schr. II, S. 48)

Plots, sondern vermittels unzähliger Parenthesen im Text, die als Zeichen einer Offenheit figurieren, einer Offenheit ohne Ende allerdings? »The further we progress the less progress we make...«.<sup>33</sup>

In dem oben bereits zitierten Interview »Télévision« vermerkt Lacan, dass die als »Sprache in der Sprache« strukturierten Äquivoke die Bewegung zwischen Sinthome und Symptom in Gang setzen.<sup>34</sup> Das Symptom deutet eine gewisse Annäherung an das Symbolische an. Wenn Lacan das »phallische Genießen« dann jedoch im symbolischen Teil der signifikanten Kette, das »weibliche Genießen« des Anderen hingegen im imaginären Teil und beide am Rand zum Realen situiert, wirkt das in seiner Konventionalität fast wie ein Fremdkörper in dem zuvor zitierten Feuerwerk von Bezügen.<sup>35</sup> Vielleicht führt es aber auch schlichtweg nur an die Grenze des Äquivok, wie es hier definiert ist. Unterstellt, dass das zwischen Lautgleichheit und Sinndifferenz oszillierende Äquivoke als eine Allegorie der Sprache qua System von Doppelbildungen lesbar ist: Dann würde das darin verfasste »allos« ein stereotyp zweigeteiltes Genießen der Geschlechter zwar mit einfassen, dabei aber nicht stehen bleiben.<sup>36</sup>

### Sinthome und Clinamen. Patricia Gherovici

Lacans Sinthome wird vor allem für die Arbeit an und mit den so genannten Grenzfällen der Analyse geschätzt. Die US-amerikanische Psychoanalytikerin Patricia Gherovici greift den Faden hier auf. Sie nutzt im Besonderen den Begriff des Clinamen, um die von Lacan 1975–1976 in seiner Joyce-Lektüre gewonnene Figur des artistischen Sinthome für die analytische Klinik weiter zu entwickeln: »I attempt to develop a clinic of the clinamen, which will function as an extension of Lacan's theory of the sinthome«.<sup>37</sup>

Ich gebe erst einige allgemeine Ansichten der Autorin zur Psychoanalyse wieder, skizziere dann ihren Entwurf des Clinamen und schließe mit dem Fall »Jay«, den sie als klinisches Beispiel anbringt. Gherovici entwickelt

33 Zitat: Bonapfel u.a. 2014, S. 144.

34 Zitat: Lacan, Télévision, S. 514.

35 Siehe das Schema RSI in: Lacan Séminaire XXIII, S. 72; 20.1.1976; vgl. S. 55f.; 16.12.1975.

36 Mein Befund lautet hier ähnlich wie anlässlich des Entwurfs von Clemens (Kap. I: Umweg): Eine Mikrologie ist noch keine Alteriologie, jedenfalls nicht solang die Signifikanz überwiegend innersystemisch, also aus den Zügen von stetig remarkeden »unary traits« hergeleitet wird. Diesen Zügen fehlt die Alteritätsspannung, die das Feld des Bedeutens aus der ko-konstitutiven und dabei zugleich inter- und transkategorialen Bewegung der Spur gewinnen kann.

37 Gherovici 2017, S. 9.

eine explorative Reflexion, die ihren Text informativ und lesenswert macht; kein Vergleich mit der oft penetrant plakativen Anwendung Lacan'scher Begriffe auf Klinik, Kultur und Theorie. »Queering the Couch«: Während sie mit dieser griffigen Parole auf eine Szene anspielt, weitet Gherovici mit paradoxen Wendungen wie »The singular universality of trans« den Radius der Debatte aus.<sup>38</sup> Transgender als »border concept«, so lautet ein weiteres Stichwort, mit dem sie hergebrachte Doktrinen zu öffnen versucht.<sup>39</sup>

Der von mir querbeet gelesene Band der Autorin versammelt 19 Beiträge und Textauszüge aus der Zeit von 2009 bis 2016, einige Hinweise sind von 2017. Als historische Vorläufer des Transgenderdiskurses identifiziert Gherovici die Bewegung um Hirschfeld, Stekl, Abraham, später Kernberg, und näher zur Gegenwart die 1968er-Bewegung mit Theoretikern wie unter anderen Baudrillard.<sup>40</sup> Lacan habe sich in den 1930er Jahren aus der Terminologie des führenden Psychiaters Joseph Babinski gelöst und sich für ein Hören jenseits der medikamentösen Behandlung entschieden. Die Autorin schätzt Lacan als einen Ethiker des Trans, da er transsexuelle Patienten nicht nach normativen Kriterien behandelt habe, sondern sie zu einer von ihnen selbst unterschriebenen Entscheidung habe finden lassen wollen.<sup>41</sup> Mit seiner Anekdote von 1957 über die beiden Geschwister, die mit dem Zug Seitenverkehrt in »Damen« und »Herren« einfahren, gebe Lacan bereits einen Hinweis auf Transition.<sup>42</sup> Auch sei Daniel Paul Schreber für ihn nicht wie für Freud ein verkappter Homosexueller, sondern das Subjekt einer transsexuellen Jouissance gewesen. Schreber habe ganz Frau sein wollen.<sup>43</sup>

<sup>38</sup> Ebd., S. 95; S. 87.

<sup>39</sup> Ebd., S. 81.

<sup>40</sup> Ebd., S. 13. Anm.: Aus der weiteren Forschung sei der Ansatz von Jürgen Link angeführt, der 2006 in strukturhistorischer Sicht eine gewisse Toleranz gegenüber Trans-Formen vermerkt. Link hebt von den binären Figuren des Normativismus das Diskursdispositiv des Normalismus ab, bei dem es sich um eine seit dem 18. Jahrhundert entwickelte, auf Datenvergleich basierte sozialkulturelle Formation handeln soll. »Normal« meine nicht Disziplinierung, sondern eine neue Subjektivitätstypen hervorbringende und auf eine symbolische Welt-Mitte zustrebende Form. Die Figur der Denormalisierung zeige dabei die Grenze an. Auf die 1960er Jahre sei 1989 eine zweite Zäsur gefolgt, als sich im hegemonialen Interdiskurs des Westens allmählich ein einziges Normalisierungs-Feld konstituiert habe. In dem Maß, wie ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹ nicht länger zwei fixe ›Charaktere‹ seien, würden Mischungen vorstellbar, zumal die Tendenz heute bereits zu einer trans-sexuellen Normalisierung beider Geschlechter gehe und eine diskursive Streubreite zulasse.

<sup>41</sup> Gherovici 2017, S. 70; S. 87–93.

<sup>42</sup> Ebd., S. 11.

<sup>43</sup> Ebd., S. 65; S. 119f.

Ich lasse die Einschätzungen so stehen und halte nur fest, dass Gherovici sich von Lacan ein »realignment«, eine Neuausrichtung der Psychoanalyse verspricht, die sowohl das »cis-gender« als das bei der Geburt dokumentierte Geschlecht wie auch das »transgender spectrum« betrifft, das sie dem exkludierenden »gender binary« entgegensemmt.<sup>44</sup> Den Gedanken, dass die binäre Geschlechterlogik selbst zur Kenntnis des Werdens gebracht werden müsste oder könnte, finde ich in ihrem Text nicht. Richtiger wäre aber wohl zu sagen, dass hier ein allgemeines Theoriedefizit der Analyse besteht. Die Autorin lässt es bei Prädikaten wie »skewed«, »disruptive«, »disjunction«, »inkompatibel«, »diffus«, »labil«, »instabil«, »imprecise meaning«, »impasse«, »no relation«, »uncertain« bewenden, die im Begriff des Mangels kulminieren: »every one fails«.<sup>45</sup> Transgender, transqueer, intersexuelle oder transsexuelle Analyanden seien im Verhältnis zu dem binären Muster nicht marginal, sondern deuten paradigmatisch die Unmöglichkeit an, eine stabile sexuelle Identität zu bilden: »They point to the impossibility of fully representing sex that troubles the fixity of any identitary claim«.<sup>46</sup>

Ein Dilemma tut sich auf, das meines Erachtens weniger die postulierte Paradigmatik des Trans-Begehrrens als die Ausschließlichkeit betrifft, mit der die Autorin, darin allerdings einer gewissen Linie der Lacan-Rezeption verbunden, vom Sexuellen als »unmöglich« und »instabil« spricht. Über dem letztthin konventionellen Gegensatz von stabil und instabil droht nicht nur die allgemeine Überdeterminiertheit psychischer Phänomene, sondern auch und vor allem das infrastrukturelle Substrat ihrer Einschreibung vernachlässigt zu werden. Unleugbar ist andererseits, dass Gherovici negative Übertragungen und die von den Medien transportierte Transphobie als Niederschlag einer überkommenen Einstellung kenntlich macht.<sup>47</sup> Das Trans-Subjekt sei eventuell hysterisch und sogar asexuell, »hors sex«, aber nicht unbedingt psychotisch, wie es Catherine Millot in ihrem Buch »Horsex« 1983 darstelle, erklärt sie. »Trans« impliziere eine Ethik der Wahl und eine subjektive Verantwortlichkeit und bilde derzeit die Speerspitze der »civil rights«-Bewegung.<sup>48</sup> In ihrer Schlussbetrachtung lässt Gherovici unter Hinweis auf den Mythos des Sehers Teiresias die Grenze zwischen Leben und Tod anklingen, um die sich ihr zufolge das Ganze dreht. Transbegehrren, postuliert sie, trachte die Grenzen der sterblichen Existenz zu überschreiten, »trans desire (is) a desire to overcome the limits of mortal existence«.<sup>49</sup>

44 Ebd., S. 2; S. 12; S. 23; S. 30–33.

45 Ebd., S. 30–39; S. 43–45; S. 68; S. 149.

46 Ebd., S. 161.

47 Ebd., S. 15; S. 35f.

48 Ebd., S. 2; S. 82–84.

49 Ebd., S. 167.

Stark gerafft kann man sagen, dass die Autorin eine Position zwischen zwei Theorie-Epochen Lacans besetzt, die sie beide schätzt. Das eine ist die Epoche der Themen Mangel und Kastration, die Gherovici für die Transdeutung ausdrücklich befürwortet, »desire is lack«; die andere betrifft die Verschiebung vom Signifikanten auf das Symptom und den darin implizierten Überschuss an Genießen. »Enjoy your sinthome!« ist das Motto.<sup>50</sup> Lacan habe in Seminar »RSI« 1975 die Grenzen von Metapher und Substitutionsprinzip aufgezeigt und sich über ein lediglich entzifferndes Deuten hinaus für ein neu Erschaffen eingesetzt. Laut Gherovici ist der Sinthome in jeder pathologischen und nicht-pathologischen Struktur zu finden, wo er die Hoffnung auf »a creative solution« und ein gelingendes Leben, Motto: »Making life livable« vertritt. Zum »sexuellen sinthome«, den Geneviève Morel entworfen habe, sei ein »transsexuelles sinthome« gekommen.<sup>51</sup> Gherovici will die Position des Trans indes nicht auf den Sinthome als auf eine Art Sonderfall reduziert wissen. Nach ihrem Dafürhalten stellt der »transgender wish« eine psychische Einheit neben anderen dar.<sup>52</sup>

Greife ich noch einmal einen einzelnen Punkt heraus, so ist Lacans Theorie der Sexuierung in den Augen der Autorin frei von den ruinösen Zwängen der Anatomie, »free from the shackles of anatomical constraints«. Hier zeichnet sich ein zweites Dilemma ab. Denn offenbar wird immer noch gegen die Maxime der genitalen Reife, »a ›normal‹ genital choice« gekämpft, als müssten sie endlich doch einmal besiegt werden, die Windmühlen von La Mancha. Lacan kenne nur einen logischen Operator, den Phallus, der aber nicht vollständig, »not fully«, gelte, und der kindlichen Theorie in der phallischen Phase gemäß Freud entstamme, so begründet Gherovici ihre Bewertung.<sup>53</sup> Lacans Lehre laufe auf eine Art Gleichheit unter dem Blickwinkel der Kastration zu. Nach Lacan seien beide Geschlechter kastriert, keins der beiden habe den Phallus oder sei der Phallus; was Zuschreibungen dieser Art aber nicht ausschließe. Der Mangel sei nicht eine Defizienz, die Frauen erleiden und Männer fürchten müssten, denn »all subjects must confront and assume their lack«, wie die Kollegin Jacqueline Rose sagt. Der Phallus sei wie die Kategorie Geschlecht im allgemeinen eine sprachliche und diskursive Konstruktion, obgleich darauf nicht komplett reduzierbar.<sup>54</sup>

In meiner Wahrnehmung wirkt das so, als strebe Gherovici ein ausgewogenes Urteil an, das aber relativ diffus bleibt, als warte ein musikalisches Thema noch auf seine nähere Partitur. Möglicherweise ist es

<sup>50</sup> Ebd., S. 142; S. 101.

<sup>51</sup> Ebd., S. 152; S. 23; S. 149; S. 146.

<sup>52</sup> Ebd., S. 64f.

<sup>53</sup> Ebd., S. 33; S. 36; S. 32f.

<sup>54</sup> Ebd., S. 95; S. 101; S. 12; S. 165.

der Begriff des Clinamen, der mit dieser Partitur betraut werden soll. Jedenfalls wäre er ein Rahmen, in dem einige der flottierenden Phänomene gebündelt werden könnten. Lacan erwähnt das Clinamen in seinem Seminar XI 1964 im thematischen Kontext der *Tyche* als Stelle des Einbruchs von etwas Traumatischem, Realem, mit dem das Ideal des narzisstischen Anspruchs unterlaufen werde. Mit den Begriffen der biologischen Entwicklung sei das nicht zu erfassen, warnt Lacan, und zitiert ideengeschichtliche Motive:

»Wenn die Entwicklung sich ganz und gar dem Vorfall, dem Anstoß der *Tyche* verdankt, so in dem Maße, wie uns die *Tyche* auf eben den Punkt hinlenkt, wo die vorsokratische Philosophie die Welt selbst zu motivieren suchte.

Diese brauchte irgendwo ein Clinamen. Demokrit – der versuchte, dieses Clinamen zu bezeichnen, sich damit bereits als Gegner einer reinen Negativitätsfunktion für die Einführung des Denkens setzend – (...) sagte, antwortend auf die Frage, die heute unsere Frage war, die des Idealismus – *Nichts, vielleicht? nicht – vielleicht nichts, aber nicht nichts*.<sup>55</sup>

Zur Begegnung mit dem »nicht nichts« muss noch etwas dazu kommen, damit es nicht bei der »Negativitätsfunktion« bleibt, mit der Demokrit sich nach Lacans Urteil nicht habe begnügen wollen. Die das Verschiedene der Signifikanz konstituierende Wiederholung verlange nach einem Neuen, mutmaßt er.<sup>56</sup> Hier hakt Gherovici ein. Sie deutet das »nichts« als Hinweis auf »a void«, eine Leere, ein nothing, »no-thing«, das in den Koordinaten eines ontologisch Seienden nicht auflösbar sei. Das Clinamen, wörtlich: eine kleine Abweichung, »deviation«, sei dem Anstoß der Lacan'schen *Tyche* vergleichbar, ein kleines nächtliches Geräusch zum Beispiel. Es führe in das provisorisch etablierte Gleichgewicht zwischen den Körpern, Dingen und Begriffen eine Turbulenz ein und mache damit den Weg für eine Neugestaltung frei. Die Autorin erkennt darin die eigentliche Parallele zwischen Sprachwirkung und Unbewusstem: »If we agree to take the deviation that upsets a preceding equilibrium as *tuché* or as an effect of the clinamen, this conception introduces turbulence into an unconscious ›structured like a language‹«.<sup>57</sup>

Im ideengeschichtlichen Hintergrund steht die kosmologische Theorie der griechischen Atomisten Demokrit und Epikur, später des römischen Philosophen Lukrez, die die Phänomene von Vielheit und Wandlung umkreist. Mit einem Zwinkern, »clin d'œil«, schlägt die Welt die Augen auf.

55 Lacan Sem. XI, S. 69f.; 12.2.1964. (Vgl. L'étourdit, S. 494: Das radikale Reale)

56 Ebd., S. 67.

57 Gherovici 2017, S. 151. Vorige Zitate S. 150–152.

Kleinste Teilchen, sogenannte Atome, wirbeln in einem unausgesetzten Fall durch den leeren Raum und führen unter dem Einfluss minimaler Divergenzen, eben dem Clinamen, in mehr oder minder zufälliger Weise, jedenfalls unvorhersehbar, spontan, zu bestimmten Zusammenballungen, auch Ballungsräumen, der Sinnenwelt. Der Vorgang wiederholt sich unablässig, obzwar nie exakt gleich. Die Körper, Begriffe und Bilder setzen sich aus der sozusagen gebrochenen Abundanz der Teilchen jedes Mal neu und anders zusammen. Das Clinamen kennt keine Einheit und führt auch nicht auf ein Ganzes.

Gherovici erinnert daran, dass die Theorie des Clinamen in Arbeiten von Gilles Deleuze wie »Différence et répétition« 1968 und »Logique du sens« 1969 auf die Figur eines ständigen Werdens bezogen und vielfach variiert worden sei. Sie liest dieser Figur eine Art freie Differenz zwischen Singularität und Regel ab, mit deren Hilfe die Körper der Patienten eine zweite Materialität gewinnen könnten.<sup>58</sup> Was sich hier als eine Art Graswurzelbewegung darstellt, berührt sich in Teilen mit dem von mir propagierten Konzept der Infrastruktur, und ich könnte mir den Lacan'schen Borromäus gut auf der Folie der eben skizzierten Materialisierung vorstellen oder diese als treibende Divergenz im Innern einer Variantenstruktur begreifen, die Lacan mit der Kette von Sinthome über Heiligmann bis Saint-Anne anspielt. Nur bliebe ungeklärt, wie der Eindruck eines Schmerz erregenden Urverlusts in die Welt gekommen sei, worin das Verlorene genau bestehen soll oder wie es benannt werden kann, und warum es so schwer fällt, nicht andere in projektiver Weise dafür verantwortlich zu machen.

Unter der Überschrift »The joy of music« stellt Gherovici auf gut sechs Druckseiten den Fall ihres Analysanden »Jay«, eines Transmannes vor.<sup>59</sup> Anlass für die Behandlungsanfrage war nicht sein Trans-Sein, so wenig die Autorin die »Gendertransition« und die Suche nach »the space between genders« als Grund für eine Kur gelten lässt. Die aus Operation und Hormongaben hervorgegangene Männlichkeit mit Spuren einer früheren Weiblichkeit des Analysanden habe ihn nur hin und wieder Verwunderung empfinden lassen, berichtet sie.

Jay habe mit einem Suchtproblem, Alkohol und Drogen gerungen, »stoppers in the void«, so interpretiert Gherovici die Abhängigkeit im Rückblick. Hinter der demonstrativen Jouissance des Analysanden nimmt sie eine tiefe Einsamkeit, »a sense of a great solitude and fragility« wahr; der heftigen, teils auch erfüllten Liebesbeziehung des Jay zu Frauen zum Trotz. Zwischendurch habe er sich über die Nutzlosigkeit der Analyse beklagt. Sie gebe ihm das Gefühl eines Nothing, »feel

58 Ebd., S. 143f.

59 Ebd., S. 147; S. 152–158. Mein folgendes Referat bezieht sich auf diese Seiten.

nothing«, »Not Ma...not Mama«, so lautet ein Fundstück der Deutung in einem Moment, den die Analytikerin als einen Tiefpunkt, aber auch als einen Wendepunkt empfand. In einem nächsten Analyseschritt habe sich enthüllt, dass Jay sich von den Eltern nicht als ein eigenständiges Subjekt, sondern als ein Stück Dreck behandelt gefühlt habe. Das Objekt *a*, erste Einschreibung eines Mangels, mit dem das Genießen vom Begehrten getrennt werde, sei in seinem Fall als Faezes erschienen, erläutert Gherovici.

Die somatischen Symptome des Analysanden hätten sie ferner gelehrt, dass die assoziative Rede von Metapher und Symbol den materiell leidenden Körper nur bedingt erreicht. Es sei eine konstruktive Koordination zwischen dem Ego und dem Körper gemäß des Lacan'schen Sinthome nötig geworden; »*ego scriptor*«, Ich-Schreiber sagt Gherovici dazu auch. Jay sei es mit der Zeit gelungen, das Objekt Stimme vom Feld eines anklagenden Überich in das breitere und materiell reichere Feld der Musik zu verlagern. Der zu »Jay« verschobene Geburtsname »Jessica« des Analysanden habe rückblickend als eine Reminiszenz an den »DJ« gewirkt, als der sein Vater zeitweise tätig war. Gherovici fasst zusammen:

»The object *a* (voice) opened a new way. There were no longer any substance related ›crises‹, which were ›cry-ses‹, cries for help that worked as an appeal to an absent Other that he longed to prop up but in order to see it fail. Now the invocatory drive was not emerging in terms of the cruel imperative of the super-ego that his drug an alcohol intake would try to simultaneously appease and exacerbate. The internal ›aphonic‹ voice of reproach moved to the register of sound, to an acoustic field he could share with others«.<sup>60</sup>

»Das Objekt *a* (Stimme) öffnete einen neuen Weg. Es gab keine substantzbzogenen ›Krisen‹ mehr, die ›Kri-sen‹, Schreie um Hilfe waren, Appelle an einen abwesenden Anderen, den er aufbauen wollte, nur um ihn scheitern zu sehen. Der Anrufungstrieb äußerte sich jetzt nicht im Begriff der grausamen Forderungen des Überich, das er durch seinen Drogen- und Alkoholgebrauch sowohl zu beruhigen wie auch zu verschärfen versuchte. Die innere ›aphonische‹ Stimme des Vorwurfs sei ins Register des Klangs, in ein akustisches Feld gewechselt, das er mit anderen habe teilen können.« (Meine Übersetzung, J.B.)

Wir erfahren nicht, wie die Analytikerin den Sinthome im Einzelnen als klinisches »Tool« einsetzt. Klar ist jedoch, dass sie die Sitzungslänge variiert, um die stereotype Wiederholung zu unterbrechen. Die anfangs einförmige Erzählung der Analysanden werde auf diese Weise verflüssigt.<sup>61</sup>

60 Ebd., S. 157f.

61 Ebd., S. 144–146; S. 151.

Aufs Ganze gesehen lässt das Fallbeispiel erkennen, auf welche Fundamentalperspektive Gherovici den analytischen Prozess zulaufen sieht: Nämlich nicht oder nicht primär auf die Frage des Körpersgeschlechts, sondern auf die psychische Identifizierung des Subjekts, im Fall des Jay also mit dem realen Vater, den die Chiffre des »DJ« symbolisiert.<sup>62</sup> Laut Gherovici löst der Sinthome die Frage der Geschlechterdifferenz aus der Dominanz des Phallussymbols: »Thanks to the ›sinthome‹, we can rethink sexual difference without the notion of the phallus«.<sup>63</sup> Gleichzeitig wird klar, dass sie das Lacan'sche Objekt *a* nicht als Endpunkt des Begehrrens, sondern als seinen ersten Beweger ansieht. »This special psychical objet commemoates loss but not the end point of desire: it is its primal mover«. (Ebd.)

## Zur vorläufigen Bilanz

Ist Lacans Sinthome ein konzeptueller Neuansatz? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, da es auf den Rahmen ankommt, den man voraussetzt. Das heißt nicht, dass gar keine Antwort möglich wäre. Es scheint mir sinnvoll, den Sinthome als eine verlangsamte, zeitweise ausgesetzte oder an einem bestimmten Wegpunkt festgelegte Annäherung an die Probe auf den Entzug zu bestimmen, der als Orientierungspunkt in Kraft bleibt. Komplexe Behandlungsziele oder schwierige Behandlungssituationen machen spezifische Teilschritte, nicht eine Limitierung des Grundraums nötig. Das Subjekt ist auch unter der Bedingung des »sinthome sexuel« oder eines Transbegehrrens in die Perspektive der Separation gestellt, selbst wenn es diesen Moment nicht erreicht oder nicht näher daran röhrt, ihn gar nicht sucht und auch nicht vermisst. An der strukturellen Entzogenheit des Objekts festzuhalten, scheint mir methodisch geboten, zumal das weder die Deutung des Sinthome als schöpferische Spielart des Symptoms noch den von Verhaeghe hervorgehobenen Bezug des Körpers auf das Reale, wörtlich, dass die Jouissance des Subjekts »in the Real of his or her own body« lokalisiert sei, ausschließt.

Nehme ich den Sinthome durch die grammatische Brille wahr, gibt es im Prinzip kein Feld, keine subjektive Modalität, keine supplementäre Verschränkung, an dem er nicht in irgendeiner Form oder irgendeinem Grad teil hätte, wie schwach auch immer. Was zählt, ist die Kreativität, das Erfinderische, mit der die Überschneidungsdynamik des subjektiven Wollens zwischen Entzug und Einzug, die konstitutive Klammer zwischen der Präsenz des Objekts und seiner Repräsentanz in einer

62 Nebenbei sei erwähnt, dass »DJ« im Deutschen »die Jay« assoziiert.

63 Gherovici 2017, S. 8.

medialen Struktur angenommen wird. Vielleicht wird diese Dynamik auch nur ersehnt, was dann Begehrten im Wartestand heißen könnte.

Dieser Perspektivpunkt wirkt der Ansicht entgegen, dass die mit dem *Ding*, dem Nichts, dem Realen assoziierte Kluft dem Begehrten äußerlich sei, oder etwas, das es nachträglich zu bewältigen hätte oder das gänzlich fehlen könnte. Die Kluft und das Klaffen sind ›ursächlicher‹ Teil des begehrnden Verlangens, das sich genau aus dem Grund nicht wie durch einen leeren Raum bewegt, der bereits vorhanden wäre und den es ›mit sich‹ füllen würde, auch wenn es natürlich Phantasien dieser Art gibt, Theoriephantasien inklusive. Im Anschluss an Gherovici wäre zu überlegen, wie eine simple Antithese zwischen Sinthome und Phallus oder Sinthome und »primal loss« vermieden oder besser überstiegen werden kann, ohne es bei lässigen Sowohl als auch-Argumenten zu belassen. Das Narrativ der Vielheit hat ein ähnliches Problem wie das Narrativ des Ein, nämlich: Wie erzählt man vom anderen?